

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Neapler Impressionen
Autor: Graefer, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich am mütterlichen Busen fest und hörte sofort zu schreien auf... Und es ward still in dieser Barke... Armes Strandgut der Menschheit, das unbewußt einer schier himmlischen Selbstaufopferung beigewohnt hatte!

Das Schiff entfernte sich unter dem Takt der Ruderer und irrte in der nordischen Landschaft herum, unter den schwimmenden Eisbergen der Rettung entgegen, die in Gestalt eines transatlantischen Dampfers nahte, der sie alle an Bord aufnehmen sollte.

Viviane Steward schlief... Nach dem großen Kältegefühl, das sie ergriff, hatte sie ihren Kopf auf das Wellentkissen sinken lassen, und als die Flut in ihre Ohren drang, wähnte sie eine wunderfame Weise, die sich seltsam näherte, zu vernehmen... Ihr war es, sie singe in einer Kirche: „Näher, mein Gott, zu Dir...“

und tausend brennende Kerzen blendeten sie. Sie erblickte in blitzartiger Helle ihr ganzes vergangenes Leben, ihr nichtiges künstliches Dasein. Sie hatte das Gefühl, nicht gelebt zu haben, und empfand plötzlich, daß ihr Leben erst mit dieser Liebestat begann, mit dieser Tat, die alle Nichtigkeiten aufhob, alle Mängel auslöschte, sodaß ihre Seele wunderbar leicht geworden, eben zum Leben erwachte, wie ein Lied, und sich in der Sternennacht empor schwang, der Morgenröte zu... Sie sah Herbert ihr in einer bräutlichen Helle entgegenkommen... und Herbert sang: „Nearer to me... Näher zu mir!“ Sie streckte die Arme aus und fühlte, daß sie in die Tiefe eines Traumes versank, eines Traumes, der sie in steter, langsamer, ewiger Auffahrt näher zu Ihm brachte, näher zu Ihm...

Neapler Impressionen.

Nachdruck verboten.

Mit dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Nowatschek, Neapel.

Napoli — la bella Napoli! Wer kann sich ihrem Zauber entziehen, der je mit sehrenden Sinnen sich ihr genahet hat, der Stadt am feuerpeienden Berg! Einem rosigen Weibe gleich, wie eine jener schaumgeborenen Nixen mit grünschillernden rätselhaften Augen und üppigem Leib liegt sie da und dehnt sich wohligh am dunkeln Meer, dehnt sich und reckt sich schläfrig blinzeln in der Sonne und schmieg den Körper an die grüne Lehne des Bomeroberges.

Glühroter Mohn schmückt ihr Haupt, und weiße wallende Federn ballen sich über ihr hochgetürmtes Haar weit hinein in den blauen Himmel. Im Blütenteppich des Posilipo versinken ihre Füße, und lässig spielt die ausgestreckte Linke mit der versunkenen Welt von Pompei. La bella Napoli — so sorglos ruht sie auf der vulkanischen Decke. So behaglich und leichtsinnig läßt sie Sonne und Mond rieseln über ihren Leib und trällert ein Liedchen mit weichen träumerischen Lippen.

Ein Liedchen von Liebe und Lachen — oder von Blut und Rache. Denn sie hat den Teufel im Leibe gleich dem blumenbestickten grünen Lager unter ihr, in dem die Erdfeuer wüten und die dumpfen Donner rollen. Fieberig jagt das Blut durch ihre Adern, und ihre feinen Nerven zittern bei jedem Hauch. Was für grundverschiedene Elemente kreisen nicht im Saft ihres Lebens und setzen dies Volk zusammen, das anders denkt und fühlt und handelt und auch anders spricht, ganz anders als alles, was sonst zwischen Alpen und Aetna wohnt.

Von jeher hat der parthenopeische Golf die Völker angezogen mit seinen Wundern. Ueber die Alpen kamen sie herunter und über das Meer. Von allen Seiten. Und wer da war, der blieb, bis ein neuer Eroberer mit ungebrochener Kraft ihn aus dem erschlaffenden Paradiese verjagte oder sich dienstbar machte. Ihre Spuren aber haben alle gelassen: Griechen, Italiker und Germanen, Sarazenen und Ungarn, Franzosen und Spanier. Von jedem dieser Elemente spukt etwas im Charakter des drolligen Volkes, das — von der Natur bald verhätschelt und bald bedroht — sich leichtsinnig gewöhnt hat, den Augenblick zu genießen. Unberechenbar, jedem Affekt nachgebend, jetzt finster grollend wie der drohende Vulkan im Hintergrund und gleich darauf lachend gleich der Morgen Sonne über blühenden Mandelbäumen, bildet das Volk ein Gemisch von aufbrausender Leidenschaft und kindlicher Naivität, von widerlicher Geldgier und überquellender Freigebigkeit, von Schlaueit, Verlogenheit, Unbeständigkeit und ritterlicher, bezaubernder Höflichkeit, von künstlerischen Anlagen, Bedürfnislosigkeit und Luxusfreude, von Aberglauben, bigotter Frömmigkeit und skeptischer Kritik, von brutaler Jähzucht und selbstverleugnender Hilfsbereitschaft. Schnelle Auffassung zeichnet es aus, geistiges Anpassungsvermögen und eine über alles reiche Phantasie, scharf ausgebildeter Spekulationsgeist aber auch und eine seinem starken Individualismus entspringende Mißachtung des Eigentums. Raum wo an-



Straßenbild aus Neapel. Fruchtthändler.

ders trifft man ein intensiveres Familiengefühl und eine so ausgesprochene Liebe zur engeren Heimat wie bei den Eingeborenen der parthenopeischen Stadt. Der alte echte Neapolitaner kennt nur sein Neapel. Wer nicht in Neapel geboren ist, gilt ihm als *forestiere*, als Ausländer. An der Stadtgrenze hört sein Heimatsgefühl auf. Selbst die einzelnen Quartiere fühlen sich als abgeschlossene Einheit. Bevor die Straßenbahn das alte malerische Fischerquartier Santa Lucia durchkreuzte, das die Hygiene und Spekulation nun bald vom Erdboden getilgt haben werden, gab es Leute dort, die nicht einmal bis zur Piazza S. Ferdinando hinaufgekommen waren, zum Königschloß. All ihr Leben lang nicht. Und doch sind es keine fünf Minuten zu gehen bis dahin. Jedes Quartier schwört auf seine Madonna, hat seinen eigenen Schutzheiligen und seine Camorra.

Starker Unabhängigkeitsinn ist dem Neapolitaner angeboren und ritterliche Streitlust. Pferde liebt er mit Leidenschaft und Rennen und alles Messen der Kräfte. Selbst der jahrhundertelange Druck geistlicher und weltlicher Gewaltherrschaft vermochte diese cavalleresken Charaktereigenschaften des Neapolitaners nicht ganz zu ersticken. Nur in schlechte Bahnen wurden sie gelenkt und äußern sich in wilder Rachsucht jetzt, in täglichen Messer- und Revolverraufereien, in Gewalttaten und Erpressungen der Camorra, in Verwundung und Totschlag aus den niedrigsten Gründen, sobald ein Reiz den behaglichen Fatalismus durchbricht, in den das Volk sich eingehüllt hat. Getrieben vom heißen Blut pläht jede Seelenregung fast zu einer Tat: Liebe, Haß, Rache, Freude und Trauer. Jetzt die Rose und lustlachende Augen und jetzt das gezielte Messer, rotes, rinnendes Menschenblut, Köcheln und Sterben. Sterben, ohne daß je der Mörder verurteilt wird. Nirgends werden mehr Morde und Selbstmorde aus Eifersucht und Liebe begangen als in der Stadt des heiligen Januarius. Aber selten hört man von Raubmorden.

Und dem Volke gleicht das Land.

Der Charakter der Landschaft, das ewig wechselnde Meer mit seinen bezaubernden Farbensymphonien, die weichgeschwungene Abhanglinie vom Vesuv bis nach Camaldoli, gegen den starren Troß des S. Angelo und die Felsen des Castells, der schwüle, schwermütige Scirocco im jähen Umschlag zur messerscharfen kalten Tramontana, die durch die Campagna hereingefaut kommt, über Nacht erstandenes Blühen und Dufte in der Natur und dann im Handumdrehen das Welken und Vertrocknen, das vulkanisch Unberechenbare des Feuerberges mit seinem unheimlichen Wechsel von sonniger Stille zu donnernden, Tod und Verderben speienden Glutausbrüchen — all das spiegelt sich wieder in den Bewohnern. Und das Bild ist bezeichnend, das der Neapolitaner gebraucht, um eine jähe Bluttat zu entschuldigen: „Un velo di sangue s'abbassava sugli occhi“, ein Schleier von Blut hat sich über die Augen gesenkt — gleichwie die glührote Lava den Bergkegel herunterfließt bei einem Ausbruch des Vulkans.

Das enge Zusammenleben dieser wie mit Elektrizität immer geladenen Bevölkerung begünstigt Affekthandlungen. Auf 780 Hektaren Bodenfläche haufen hier über 700,000 Menschen. Raum 12 Raummeter kommen auf einen, während z. B. in London 340 Quadratmeter für die Person vorhanden sind. Die tägliche Reibung infolge der engen Verhältnisse fördert die plötzlichen Entladungen von Erregungszuständen. Dazu die Doffentlichkeit des ganzen Lebens, das sich, wenn das Wetter nur irgend es zuläßt, auf der Straße abspielt. Die Freude an Geselligkeit und das Bedürfnis der Mitteilung.



Straßenbild aus Neapel. Volksleben in einer kleinen Gasse.

Hart prallen die sozialen Gegensätze aufeinander im engen Raum, und doch merkt man wenig von Klassenhaß. Im gleichen Palazzo wohnt der Arme und der Reiche friedlich zusammen, die tollsten Gegensätze. Zu ebener Erde in einem feuchten Loch, „basso“ genannt, das Luft und Licht nur durch die Türe erhält, leben kleine Handwerker mit großen Familien, Plättchen oder Verkäufer von Lebensmitteln. Im Zwischenstock lockt eine käufliche Dirne vom Balkon die Vorübergehenden, während darüber ein Prinz oder Herzog die hohe Aristokratie in fürstlichen Gemächern empfängt und Prunkfeste feiert.

Der Arme lebt schlecht. Meist von Vegetabilien. Nur an Weihnachten und Ostern wird der Bauch zum allerhöchsten Gott. Da wird die ganzen Festtage gegessen. Das ganze lange Jahr hat man gespart, um an diesen Tagen mit dem berühmten *capitone* (Wal), der in großen Eisenbahnladungen hergeführt wird, sich vollstopfen zu können. Viele bezahlen nach einem bestimmten Abkommen dem Kaufmann wöchentlich eine kleine Summe, wofür er ihnen zum Feste alles liefert, von den geliebten Maccaroni bis zum Wein, der für gewöhnliche Zeiten zu den frommen Wünschen gehört. (Durch den überaus hohen Stadtzoll verteuert und außerdem gefälscht, kostet der Liter mindestens 50 Cent.). Alles wird verschlemmt an diesen



Straßenbild aus Neapel. Dolce far niente.

Festen. Was macht sich dieses Volk von Kindern daraus, daß morgen wieder Schmalhans für lange Zeit Küchenmeister wird: sobald nur die liebe Sonne scheint, lacht und tanzt und singt es und denkt kaum an sein Elend, es sei denn, daß einer vorbeigeht, der anbettelungsfähig aussieht.

Meist sitzen sie zusammen vor den Häusern in den Gassen und Gäßchen, wenn nur irgend das Wetter es erlaubt. Mit ihrem Arbeitszeug oder plaudernd. Schneiderinnen an Nähmaschinen, Schuster und Klempner, Schreiner und Schmiede. Alles arbeitet auf der Straße in der freien Luft. Trotz Armut und Schmutz ist darum der Gesundheitszustand gut in Neapel.

Zwischenhindurch spielen halb- oder ganz nackte Kinder, ziehen die Händler mit eigentümlich singenden Rufen, Bettler, Krüppel, lachende Dirnen und fahrende Musikanten. Das Volk liebt die Musik, und andächtig hört groß und klein den blinden Spielern zu, die ihnen die beliebtesten Stücke aus

lebend, dem Glücksspiel in jeder Form ergeben ist, immer das Wunder erwartend, das Glück, die Erlösung aus Not und Elend. Man hat soviel geschrieben über die verderblichen Folgen der Staatslotterie in Italien, die jeden Sonnabend gezogen wird und dem Staate jährlich viele Millionen einbringt. Dem Völklein hier, dem „popolino“, bedeutet sie eine Unterbrechung des ewigen Einerleis, der Hoffnungslosigkeit, Tage der Erwartung, der freudigen Erregung — bis dann am Samstag nachmittag der Zusammenbruch kommt, wenn das Waisenkind ganz andere Nummern aus dem Glückstod zieht. Manchmal aber auch das Glück. Dann zieht die Freude singend durch die Gäßlein. Alles singt in Neapel, der Straßenjunge, der am Torbogen sich sonnt, die Köchin in der Küche, auf dem Boß der Rutscher, die Büglerin am heißen Ofen, selbst der Dieb im Gefängnis. Immer trällern sie ein Liedchen, Inhalt und Melodie oft improvisiert auf Freude oder Aerger, die sie gerade bewegen.

Neben der Musik liebt das Volk vor allem das Theater und seinen Ersatz jetzt, den Kinematographen. Kaum eine Stadt besitzt so viele Lichtspielhallen, von den feinsten bis zu den primitivsten Bretterbuden in verlorenen Gäßchen. Zu einem überaus charakteristischen Stil hat sich das Puppentheater herausgearbeitet. Der Fremde allerdings wird es kaum finden. In den alten Hafenquartieren existiert es noch und draußen an der Porta Capuana im innersten Neapel. In dunkeln Löchern wird da gespielt, jeden Abend. Aber prächtig, meist alte Rittersagen, Ariost, die Geschichte vom rasenden Roland. Ein ganzes Jahr dauert das Stück mit all seinen Ausschmückungen und Zwischenspielen. Das Volk aber kennt seine Helden genau, die Franken und Türken, Karl den Großen, Orlando, Rinaldo den Tapfern und die Angelica. Wie sie dasitzen — fünf und zehn Centesimi kostet der Platz — und diesen Ritterspielen lauschen! Der Ab-



Straßenbild aus Neapel. Ambulanter Koch (verkauft Getränke etc.).

Schaum des Lebens, die Enterbten und Verlorenen, neben dem Dieb der arme Fischer, der Bettelmönch, die dicke Wäscherin mit dem Säugling neben dem Soldaten oder Kutscher. Wie das alles eng zusammengepackt sitzt und lauscht, wie sie sich begeistern an dem Glanz der bunten Kostüme und glitzernden Blechpanzer, an den wohlklingenden Versen, wie die Augen leuchten, wenn die Ritter fechten, richtige Zweikämpfe nach allen ritterlichen Regeln — das macht einen ergreifenden Eindruck und zeigt, welche Kultur noch glimmt unter der Asche des elenden Alltags. Und so wirkungsvoll und ausgeprägt lebendig sind die Bewegungen dieser Puppen, daß einem oft der Gedanke kommt, ob das nicht stilvoller sei und von einheitlicherer Wirkung, als wenn in unsern Theatern lebendige Menschen unnatürlich zwischen gemalten Kulissen herumagieren.

Die Luft am blauen Golf ist mit Fröhlichkeit geschwängert. Das war immer so! Schon die reichen Römer haben draußen am Posilipo ihre Villen gebaut. Lucullus, der großzügige Eroberer und Organisator, der zum Aestheten und Feinschmecker sich wandelte, nachdem die politischen Verhältnisse ihn zur Ruhe verdammt hatten, brachte es in Mode; Vergil verherrlicht es und wollte auf seinen Höhen begraben sein, und der mordgierige Kaiser Nero trat als friedlicher Sänger im Theater hier auf.

Selbst die Religion wird farbig und lustig! Bei den kirchlichen Prozessionen spielt die Musik fröhliche Operettenmelodien, und die Klostersglocken bimmeln wie wahnwitzig im Tarantellatakt.

Neapel ist ein Sommerland. Zur Badezeit, im Juli und August ist hier Saison, nicht im Winter, wie die Fremden glauben. Im Sommer löst ein Madonnafest das andere ab; jedes wird mit Gelagen und vor allem mit knallendem Feuerwerk gefeiert. Kein Sonntag, an dem nicht in einem oder mehreren Stadtvierteln Beleuchtung, prasselnde Raketen und Sonnenräder zum Himmel strahlen für irgend einen Heiligen oder eine der vielen Madonnen. „Evviva Sant'Anna! Evviva Sant'Antonio!“ prangt dann in farbigen Plakaten an allen Mauern. Die klugen Priester unterstützen diese Feste und haben heute noch das Volk so in der Gewalt wie je. Keiner rührt einen Finger, ohne vorher den „prote“ gefragt zu haben.

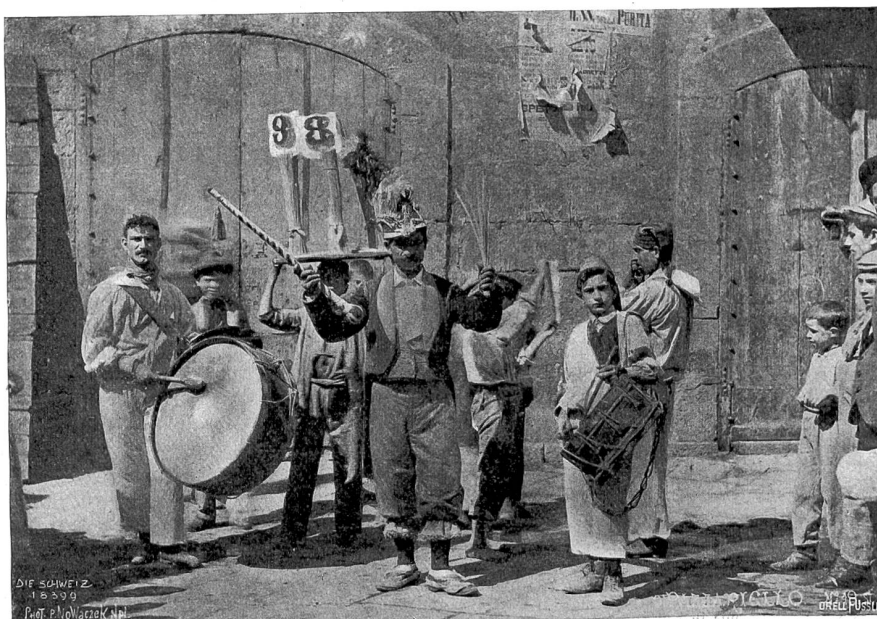
Wunder- und Hexenglauben sitzen so tief fast wie das Leben, und der Aberglauben treibt die tollsten Blüten, die vom Fetischdienst der afrikanischen Neger sich kaum unterscheiden. Für gute und schlechte Taten werden die Heiligen angerufen; selbst der Kirchenräuber wirft sich zur Erde und



Straßenbild aus Neapel. Ambulante Verkäuferin.

betet drei „Ave“ und drei „Gloria“, bevor er das Muttergottesbild um das Geschmeide erleichtert. Vor einigen Jahren stahlen sie der „Madonna del Carmine“ die Steine aus dem Goldgewand, um schöneres Feuerwerk für das Fest der „santissima madre“, der heiligen Muttergottes, kaufen zu können.

Liebebränke und der böse Blick spielen eine große Rolle. Die Verwundung des begehrten Weibes, das nicht zu Willen sein will, wie sie so oft vorkommt, läßt sich wohl mit der ältesten Form der Eroberung des Weibes, durch Gewalt, in Zusammenhang bringen. Solche Verwundungen (sfregio) werden mit einem im Griff feststehenden Rasiermesser (rasoio) ausgeführt. Fast täglich liest man davon. Weiber und Männer handhaben das „rasoio“ mit gleicher Sicherheit. Stirne und Wangen sollen durch Schmiße gekennzeichnet werden damit. Seltener, daß ein Hieb fehlt oder eine lebensgefährliche Verletzung



Straßenbild aus Neapel. D'Agazziello (Reklame-Ausrücker für Wein- und Lebensmittelverkauf).



Sciroccofurm an der Via Partenope zu Neapel.

fehlt. Eifersucht bildet natürlich auch vielfach den Grund der Verstümmelung; ja sogar aus einfacher Liebesraerei spaltet und zerfetzt ein Burfsche seinem Schatz manchmal die Wange. Und die Töchter aus dem Volke tragen diese Schmisfe nicht mit minderem Stolz als der deutsche Student seinen ersten „Durchzogenen“. Sie nehmen sie als sichere Probe für die Stärke der Liebe und renommieren damit, daß einer um sie eifersüchtig war. Nie werden sie den Täter anzeigen.

Diese Art Verwundung kam schon zur Zeit der Römer vor, und sie ist so tief in den Volksgeist eingedrungen, daß sie in vielen Liedern besungen wird, wie überhaupt alles, was mit Kampf und Streit zusammenhängt. Waffen besitzen und Waffen tragen gehört zum größten Stolz des Neapolitaners. Obwohl das letztere streng verboten ist, wird kaum ein Mann aus dem Volke ausgehen, ohne sein Messer oder seinen Revolver mit sich zu führen — und viele Frauen tun desgleichen. Von Kindesbeinen auf üben sie sich in der Handhabung des Messers und erlangen eine solche Sicherheit darin, daß sie ihr Ziel selten verfehlen. Leider ist dies Ziel in den meisten Fällen der Unterleib und die Wunde darum sehr oft tödlich*).

Bei aller Leidenschaft ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitssam, obschon es natürlich derer genug gibt, wie überall, die vom Spielen und Stehlen leben möchten gleich den „Merodebrüdern“ im Simplicissimus. Ueberaus höflich ist es und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Schön bedeutet gut, und die Freude an Pracht und Schimmer, an Prunk und dekorativem Auftreten, die große Pose liegt ihm im Blute. Einem gegenüber, der höher steht als er, wird der Neapolitaner nie „nein“ sagen. Das verbietet die Höflichkeit und der angeborene Respekt vor dem „Herrn“ — wenigstens in der Form. Denn Form ist alles! Diese durch das ganze Leben hier gehende „Gentilezza“, diese Liebenswürdigkeit, die lieber lügt als dem andern eine Illusion zerstört, ist im Grunde ein Kind der Feinfühligkeit. Aber sie hat dem Neapolitaner viel Verleumdung eingetragen von jeher. Besonders von solchen, die der Sprache nicht mächtig sind oder die von Ländern kommen, wo knorrige Sitten gelten. Der Höflichkeitslüge aber können auch wir nicht entbehren, so wenig wie die Leichensteine. Auch Betrug und Täuschung und die Unsicherheit der Preise im Handel entspringen viel der Freude am Spiel des Scharffinns und des Wises, sind

*) Infolge dessen werden nirgends so viele Saporotomien (Bauchoperationen) gemacht wie in den Spitätern von Neapel.

ein Turnier zwischen Flug und Flüger und lösen sich in befriedigtes Lachen auf, wenn die Masken gelüftet werden und der Sieger dem Besiegten pfiffig zublinzelt. Man darf nicht vergessen: der Orient wirft seine Schatten schon auf die hiesigen Gewohnheiten.

Zur Natur hat der Neapolitaner kein Verhältnis. Wie man zu Fuß wandern kann, ohne von der Not getrieben zu sein, ist ihm unverständlich. Wenn wir aus Vergnügen in den Bergen herumklettern, schüttelt er den Kopf, und dem Meer mit seiner „beweglichen Schlangenhaut“ traut er schon gar nicht. Ebenso ist seine Grausamkeit gegen Tiere bekannt, Grausamkeiten, deren Erzeße meist dem überquellenden, hemmungslos in rohe Tat ausartenden Zorn entspringen, wobei Vererbung antiker Gewohnheiten wohl auch mitspielen mag. Weder Disziplin noch Schule haben seine Hemmungen erzogen, darum

verfällt er rettungslos jedem Affekt — auch im Guten. Auf wieviel ursprüngliche Naivität und liebenswürdige Natürlichkeit stößt man bei ihm, auf wieviel Kindlichkeit und Güte! Wer einmal gesehen hat, mit welcher Ehrfurcht schwangere Frauen vom Volk behandelt werden, wie die Frauen der Nachbarschaft sich fast streiten, um einem Säugling ihre eigene Brust zu reichen, dessen Mutter krank ist oder nicht genügend Milch hat, der wird nachdenklich diese Menschen sich näher ansehen, die solch heilige Verehrung noch hegen vor dem Prozeß des Menschwerdens.

Wir Nordländer werden sie kaum je ganz erfassen, die da unten in der „bella Napoli“; dazu müßten wir viel zu viele unserer in Fleisch und Blut übergegangenen Begriffe umwerten und zu viele Vorurteile fallen lassen. Etwas von dieser Verschiedenheit geht einem auf in der Kirche der Santissima Madre del Carmine am Mercato. Auf dem Plage davor ließ Karl von Anjou dem siebzehnjährigen Conradin, dem letzten Conradins Bildsäule aufsteht, die Maximilian von Bayern dem unglücklichen König errichten ließ. Eine weiße stille Marmorgestalt. Ringsum bewegliches, pridelndes Leben, alles Farbe und Bewegung, dazwischen manchmal ein schüchterner Sonnenstrahl, der ängstlich von all dem spiegelnden Gold und den edeln Steinen zurückprallt und einen Ausweg sucht. Blauer Damast, mit langen, seidig gelben Fransen besäimt, hängt zwischen bunten Altären herunter und schmiegt sich um die Säulen. Auf den Altären brennen verschnörkelte hohe Silberleuchter, und Riesensträuße grellfarbene Papierblumen kriecken hinauf zu verblühten Heiligenbildern, die über und über mit Münzen und Medaillen, mit Steinen und buntem Zierat behängt sind. Von einem hohen Aufbau lächelt das starre, rotwangige Wachsgeßicht der Madonna herunter. Sie haben sie in ein reiches Brokattkleid gehüllt à la Pompadour, das mit Silber- und Goldstickereien übersät ist und sich steift wie ein Krinolinetrock. Eine goldige Krone, mit Edelsteinen geschmückt und so groß fast wie ein Bienenkorb, trägt sie auf dem Köpfchen und auf dem linken Arm das ebenso reich behängte Jesuskind; in ihrer Rechten blüht ein mächtiges Zepter. Um sie herum ein Wald von Palmen und Lorbeeren und vor ihr violett und blau und rötlich schimmernd ein Teppich von Hortensien und Rosen. Davor knien betende oder sich Kühlung zusädelnde Frauen

mit hoch aufgewulsteten Haartrachten, die noch überragt werden von Korallen und Schildpattkämmen. Kinder streichen herum. Alles plappert und zischelt und tuschelt durcheinander. Ein Priester hebt im Hintergrund die segnenden Hände, sein Gewand schimmert über der sich neigenden Menge. Und daneben, aus all diesem Wiegen und Wispern, aus diesem grellen Glittertram, dem Gewirr raschelnder Fächer und blühender Augen steigt in ernsten, einfachen Linien die weiße Gestalt des letzten Staufens heraus, still und schlicht darunter die deutsche Inschrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen, im Jahre 1847, 14. Mai.“ Und ringsum das weiche Gemurmel des neapolitanischen Volkes...

Raum wird man den Charakter dieses Volkes in eine Formel fassen können. Die Hauptkomponenten jedoch sind wohl seine poetische Anlage und seine reiche Phantasie, die ihm Liebe und Haß, Recht und Unrecht, alle Verhältnisse vergrößern, machen, daß es sie umso intensiver empfindet. Lebhaft und nach Tat drängend, konnte es sich doch politisch nie recht betätigen, also schloß seine überschüssige Kraft in die Salme. Sein angeborener Individualismus anerkannte den Staat im Grunde ja nie, der Staat half ihm auch kaum je richtig, also schaffte er sich Ordnung und Vergeltung auf seine Weise. Auf dieser Basis konnte die Camorra sich entwickeln, die der Staat oft selber zu Hilfe nehmen mußte, wenn er Ordnung schaffen wollte. Wer genau zusieht, wird noch am meisten im Neapolitaner die Elemente wiederfinden, verdorben und in Zersetzung übergegangen, aber doch immer dieselben Elemente, aus denen die Größe der Renaissancezeit sich einst aufgebaut hat. Und das Pflanz in seinem Wesen ist der Zusatz von Ueberreiztheit. Etwas „Après nous le déluge“. Etwas Lärmendes. Als ob eine heimliche Angst übertönt werden müsse. Eine Angst, die durch lange Gewohnheit nicht mehr im Bewußtsein freist. Die

man nicht sieht und nicht hört. Die aber doch da ist und alles einhüllt und deren Hauch man leise spüren kann, wenn im Taumel des Festes in blassen Sommernächten das Auge hinübergleitet gen Osten nach dem Horizont — — — — —

Um uns Lachen und Lust.

Krachende Böller und Kanonenschläge, lichtgeschaffene Paläste und Zaubergänge, Sprühen und Glühen von Funken und Kugeln aus Raketen und Feuerrädern. Glitzern und Strahlen ringsum: von den Sternen am Himmel durch die phantastischen Lichtalleen der Straßen bis zu den Lämpchen und Delfinzeln, mit denen die Hausierer und Händler ihre Tische und Gestelle geschmückt haben — ein durcheinandergewirbelter Regenbogen, dessen bunte Lichttropfen den weiten Luftraum erfüllen.

Lachende Lust!

Im Hintergrund aber schwarz und starr der Feuerberg, der vor dem Sternenhimmel steht gleich einer düster drohenden Schildwache.

Unheimlich still.

Morgen vielleicht schon schüttelt er sich und donnert und dröhnt, und seine Atemzüge werden feurige Orkane, die ganze Fluren Lebens wahllos niederbrechen; unter dem Wogen seiner Pulse stürzen Städte und Länder zusammen und begraben mittellos den Menschen und seine vielgepriesenen Schöpfungen.

Goethe, der berauscht war von Neapel, der es ein Paradies nannte, in dem „jedermann in einer trunkenen Selbstvergessenheit lebe“, fand schon, wie sinnverwirrend dieser ungeheure Gegensatz sich erweise: „Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor.“ Der resignierte Fatalismus des Volkes hier nährt sich nicht zum kleinsten Teil aus dieser Quelle.

Carl Graeser, Neapel.

Tapfere Herzen.

Novelle von Anna Zwick, Zürich.

(Fortsetzung).

Mit einem Ruck wachte Margarete auf. Draußen dämmerte es schon. Statt des grauen Regendunstes lag der warme Lichtschein des erwachenden Sonntags auf Matten und Wäldern, und von ihrem Bette aus sah Margarete bis hinüber nach dem fernen Tälchen, das sie am ersten Tage so sehr bewunderte. „Gott sei Dank!“ sagte sie laut, noch ehe sie recht zum Bewußtsein gekommen war. Mit einem Satz stand sie am Fenster und schaute auf Elisas Sonnenblumen hinunter, die unverfehrt in ihrer Pracht dastanden. Aber einschlafen wollte sie nicht mehr, und sollte es erst vier Uhr sein. Nur nicht mehr schlafen und träumen! Sie zog die kleine Uhr aus dem Kästchen; es war tatsächlich gerade vier Uhr vorbei. Alles war noch still; aber bald würde es im Hause lebendig werden, denn die Leute waren an die frühen Morgenstunden gewöhnt.

Drüben, jenseits des Tales, lag jetzt ein rosiger Schimmer auf den fahlen Felswänden. Immer heller und glänzender wurde der rosengoldene Schein. Die ganze Kette fing zu leben an unter dem Zauber der verborgenen Feuersglut. Und dann

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Neapolitanisches Fischerboot.